

können von der Schönheit der Steppe und des Nomadenlebens, diese kleinen Bürger, die in engen Straßen herumkrochen, zwischen hohen und häßlichen Häusern eingemauert waren? La Bonn fand keine Wohnung und mußte sich mit einem kleinen Zimmer im Quartier Latin begnügen. Dort gab es ein viel zu großes Bett à la Louis Philippe, einen Kleiderschrank mit Spiegel, und nur mit Mühe konnte er noch seine Koffer unterbringen.

Den Schädel vom Pferd des Dschingis Khan legte er erst unter den Toiletten-tisch, dann auf den Kamin. Dieser irdische Ueberrest, dort unten zwischen den leuchtenden Hügeln Gobis so majestätisch und beschwörend, hier in Paris war er nichts als der Abfall einer Schlächtereier, ein Knochen für Lumpensammler: der Staub hatte ein jämmerliches, schmutzgraues Ding daraus gemacht. Aber La Bonn wagte nicht, die Initiative zu ergreifen, um sich seiner zu entledigen, noch sich einzugestehen, daß er des Schädels herzlich überdrüssig war.

Eine Engländerin, Lady Cynthia D., hörte von dem Pferde des Dschingis Khan und wurde von ihm behext. In Wirklichkeit galt ihre Begeisterung dem jungen Franzosen, aber sie beschwor La Bonn, ihr die Ueberreste des mongolischen Schlachtrosses anzuvertrauen, sie wollte den Schädel über ihrem Bett aufhängen. La Bonn mußte sie verhindern, ihn golden anzustreichen. Zwei Tage, nachdem der Schädel über ihrem Bett befestigt worden war, schlief Lady Cynthia, als man plötzlich ein Krachen hörte: man drang bei ihr ein und fand sie in ihrem Blute. Der verdammte Knochen war von der Wand gefallen und hatte den Schädel der jungen Engländerin gespalten, die nur knapp mit dem Leben davonkam. Nach diesem Ereignis wollte sie niemals wieder von dem Schädel noch von seinem Besitzer etwas hören, und das Pferd des Dschingis Khan wanderte ins Quartier Latin zurück. La Bonn behielt ihn einige Zeit, dann gab er ihn am Vorabend einer Reise einem Kapi-

tän in Verwahrung, der seit langem leidend und pensioniert war. Diesen schlichten Mann hatte die Erzählung La Bonns begeistert, und er hatte um die Vergünstigung gebeten, diesen Schädel während der Abwesenheit seines Freundes zu sich nehmen zu dürfen. Unser Reisender erhielt von ihm sonderbare Briefe, zuerst beunruhigend, schließlich völlig geistesgestört; er bereitete schon seine Rückkehr vor, als er erfuhr, daß der Seemann eines Morgens am Fensterriegel erhängt aufgefunden worden sei. Auf dem Tisch lag vor aller Augen der Pferdeschädel. La Bonn hoffte, daß die Hinterbliebenen ihn erben würden, und hütete sich wohlweislich, irgendein Lebenszeichen zu geben. Aber am Tage nach seiner Rückkehr besuchte ihn ein Notar, um ihm mitzuteilen, daß er als Universalerbe eingesetzt sei, und daß der Schädel an ihn zurückfallen würde, sobald die Siegel entfernt wären. Was auch geschah. Ein wenig später lieh La Bonn ihm einem Maler für ein Stilleben, aber das Atelier brannte ab. Allmählich sprach sich seine Geschichte herum. Die Bediensteten wagten nicht mehr, das Zimmer zu betreten „wegen dieses hochnäsigen Kalbsschädels“ . . . Es schien tatsächlich, als ob alle die Katastrophen, vor denen der Himmel La Bonn verschont hatte, die, ohne sich auf ihn zu stürzen, gnädig über seinem Haupte zu schweben schienen, daß der seltsame Schutz, den er genoß, daß dies alles jäh unterbrochen wurde, sobald der Schädel nicht mehr bei ihm war. Er hatte nicht den Mut, ihn zu zertrümmern, aus Furcht vor einem Fluch. Er wagte nicht mehr, ihn weiterzugeben, aus Furcht, ein Verbrechen zu begehen. . . Oh, ihr letzten Reste des Begleiters des größten Eroberers der Welt, vielleicht fürchtet ihr nichts so sehr als die Ruhe, dachte La Bonn. Vielleicht wolltet ihr nur durch alle diese Verwüstungen die Freiheit wiedergewinnen, dem Schicksal dieses pensionierten Daseins entgehen, zu dem ich euch verurteilt habe? Vielleicht liebst du in mir die Vorliebe